Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 62 (1982)
Heft: 1

Artikel: Die lateinamerikanischen Guerillas : Gewalt und Selbstverständnis
Autor: Mansilla, H.C.F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163915

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

H. C. F. Mansilla

Die lateinamerikanischen Guerillas: Gewalt und Selbstverständnis

Die Daseinsberechtigung der lateinamerikanischen Guerilla-Bewegung ist von dem Bestreben abhängig, einen besonders schnellen und effizienten Weg zur Eroberung der politischen Macht darzustellen und eine optimale Lösung für alle Probleme der Unterentwicklung sowie für die Herstellung dauernder sozialer Gerechtigkeit zu verkörpern. Während die Erreichung dieser Momente im Bereich von Entwicklung, Fortschritt und Gerechtigkeit durch den Aufbau eines staatssozialistischen Gesellschaftsmodells versucht wird, das in allen wesentlichen Zügen bereits von den sozialistischen Staaten vorweggenommen worden ist, erhebt die lateinamerikanische Guerilla-Bewegung Anspruch auf einen autonomen Weg nur in bezug auf die Kampfmethode bis zum Augenblick der Machtergreifung und auf sekundäre Aspekte der politischen Verfassung. Trotz ihrer eher marginalen Natur erhalten jene Aspekte eine viel grössere Bedeutung im Kontext des gesamtgesellschaftlichen Prozesses, als es ihnen eigentlich zukommt, weil durch die Unterstreichung des Eigenen, Autochthonen und Selbstentwickelten ein Minimum an nationaler Eigenständigkeit bewahrt und die Illusion einer entwicklungspolitischen Neuschöpfung genährt wird. Die Anziehungskraft der Guerilla-Bewegung auf unzufriedene Intellektuelle beruht deshalb auch auf deren Fähigkeit, den kollektiven Sehnsüchten nach Autonomie und Originalität und somit dem Bedürfnis nach einer festgefügten nationalen Identität zu entsprechen; der Bildung dieser Identität liegt ausserdem die ausgiebige und wiederholte Einbeziehung unmittelbarer physischer Gewalt zugrunde, welche eine tiefverwurzelte und positiv besetzte Konstante der iberisch-katholischen Tradition darstellt.

Der «beschleunigte» Fortschritt

Zum Selbstverständnis der Guerilla-Bewegung gehört nicht nur diese Wiederbelebung tradierter Werte und althergebrachter Formen sozialer Auseinandersetzung, sondern auch die Bejahung der modernen Industriegesell-

schaft, eine Bejahung, die teilweise eine eindeutige Faszination gegenüber Standards und Errungenschaften technokratischer und instrumentalistischer Natur erkennen lässt. Dieser Sachverhalt hat im Grunde die Beliebtheit des staatssozialistischen Modells seitens der sozialrevolutionären Gruppen in Lateinamerika begründet. Im Hinblick auf diese Problematik bemerkte *Seymour Martin Lipset,* dass in Lateinamerika Sozialismus mit rascher Wirtschaftsentwicklung, sozialer Modernisierung und Gleichheit symbolisch verbunden sei, während Kapitalismus mit Traditionalismus und langsamem Wachstum einhergehe [1]. *Darcy Ribeiro* hat die verschiedenen sozialistischen Regimes als Variationen eines einzigen Grundmodells zur Beschleunigung des technologisch-industriellen Fortschrittes bezeichnet [2]. Die allgemeine Hinwendung zu sozialistischen Entwicklungsmodellen und die besondere Attraktivität des kubanischen Weges hängen mit der weitverbreiteten Vorstellung zusammen, dass alle nicht-sozialistischen Ordnungen der entwicklungspolitischen Dynamik und des kollektiven Willens zur Bewahrung der nationalen Identität entbehren und dass nur ein revolutionäres Regime heutzutage in der Lage ist, beide Aufgaben in kürzester Frist zu erfüllen.

Die Durchführung jener selbstgestellten Aufgaben erfolgt zwar durch Gewaltformen, die auf eine ältere Tradition und autochthone Elemente gründen, die aber zugleich in die «moderne» Vorstellung von der Machbarkeit, d. h. der bewussten Planung und der rationellen Durchführung von Revolutionen eingebettet sind; dieser *technizistische* Zug und die interne Struktur der Guerilla-Bewegung deuten ihre Nähe zur *Leninschen Parteikonzeption* an. Dieser Konzeption liegt die Überzeugung zugrunde, dass sie eine hochentwickelte, zuverlässige und effiziente Maschinerie zur Bewältigung komplizierter gesellschaftlicher Aufgaben darstellt, die durch einen relativ kleinen Aufwand bemerkenswerte Erfolge erzielen kann; dazu gehört auch die Gewissheit, dass die Führungsgremien solcher Apparate eine gültige Analyse der sozialen Wirklichkeit leisten und eine grundsätzlich korrekte Handlungsanleitung entwerfen können. Dem modernen Glauben an die Allmacht der adäquaten Organisierung entspricht in diesem Fall die Theorie von der Unfehlbarkeit der Partei und der sie tragenden Berufsrevolutionäre.

Das Demokratie-Verständnis der Guerilla-Bewegung

In Analogie zur Leninschen Parteikonzeption gehen die Führer und Theoretiker der lateinamerikanischen Guerilla-Bewegungen von der Annahme aus, dass die sozioökonomische Evolution jener Länder einen sofortigen

Übergang zum Sozialismus erfordere, dass der Guerilla-Kampf die richtige Methode der Machteroberung sei und dass die eigene Gruppe die Führung dieses Prozesses zu übernehmen habe. Beiden Richtungen ist die Tendenz gemeinsam, den Glauben an die Machbarkeit von Revolutionen durch Hinwendung an rein politische, organisationstechnische und konspirative Aspekte in die Praxis umzusetzen; die Legitimation beider Phänomene steht und fällt mit dem gleichen Anspruch, nämlich mit der Richtigkeit der eigenen Theorie und der führenden Rolle der eigenen Organisation.

Für eine Ideologiekritik dieser Denkrichtungen erweisen sich die Voraussetzungen und Vorbedingungen als grundlegend, die als selbstverständliche Annahmen gelten und somit das Fundament aller theoretischen und programmatischen Leistungen ausmachen. Zuerst kann man darauf hinweisen, dass sich alle Verlautbarungen der diversen Guerilla-Gruppen und deren Theoretiker durch die Selbstverständlichkeit auszeichnen, mit der sie die unlösbare Krise der lateinamerikanischen Gesellschaften postulieren und die Notwendigkeit einer sozialistischen Umwälzung – meist nach kubanischem Muster – unterstreichen.

Die Krise der bestehenden Ordnung und vor allem das Vorhandensein einer bereits revolutionären Situation sind nicht die Erkenntnisse einer sorgfältigen Analyse, sondern die Ausgangspunkte der gesamten Argumentation. Die Befürwortung eines sozialistischen Weges stellt nicht das Ergebnis eines langen wissenschaftlichen Prüfens und Abwägens dar, sondern den allgemein akzeptierten Anfang aller Denkanstrengungen; letztere haben sehr oft den Charakter blosser Illustrationen, die einige *a priori* festgesetzten Grundannahmen erläutern. Man würde bei den Guerilla-Theoretikern schwerlich das Eingeständnis finden, dass ein Sachverhalt problematisch und nicht eindeutig zu durchdringen sei. Alle Erkenntnisse, Urteile und Entscheidungen jener Theoretiker und Gruppen neigen dazu, den Charakter des Selbstverständlichen anzunehmen – übrigens ein Grund dafür, die Popularität dieser Vorstellungen zu steigern. Natürlich gibt es noch einen gewissen Spielraum für Kritik und Selbstkritik innerhalb der Gruppen und Theorien der lateinamerikanischen Guerilla-Bewegung, aber sie betreffen Randphänomene und sekundäre Entscheidungen, niemals zentrale Probleme.

Ein Denken, das dermassen von Selbstverständlichkeiten bestimmt ist, weist eine unverkennbare Affinität zu dogmatischen Systemen auf und tendiert dadurch zur Förderung autoritärer Verhaltensmuster. Seine Nähe zur Leninschen Parteikonzeption drückt sich ebenfalls in der Überzeugung aus, dass die Guerilla-Führung das Monopol des Wissens und der korrekten Entscheidungen innehat und dass die Massen tugendhaft handeln, wenn sie die Anweisungen von oben gewissenhaft ausführen. Die Guerilla-Füh-

rung hat ihre überlegene Position innerhalb der jeweiligen Bewegung niemals in Frage gestellt; aufgrund eines vermeintlichen Vorsprungs an Wissen und Entscheidungsfähigkeit sowohl gegenüber ihren einfachen Mitgliedern als auch in bezug auf die Gesamtheit der unterprivilegierten Massen hat sie vielmehr ihren Führungsanspruch ständig bekräftigt und zugleich legitimiert. Alle Varianten des Guerilla-Kampfes vertreten die Auffassung, dass sie das Recht und die Pflicht haben, einen Lehr- und Lernprozess bei der Bevölkerung einzuleiten, durch welchen sie die Negativität der bestehenden Ordnung und die Güte der von der Guerilla empfohlenen Lösung erkennen soll.

Im besten Fall bekennt sich die Guerilla-Bewegung zu einer Strategie, die für die Interessen der Massen bestimmt ist, aber nicht deren politische Partizipation im eigentlichen Sinne vorsieht. Die Legitimität der Bewegung hängt mit deren Anspruch zusammen, im Interesse der unterdrückten Massen den «richtigen» revolutionären Befreiungskampf zu führen, und zwar vor dem Hintergrund einer sozialpolitischen Lage, die nach Meinung der Theoretiker alle Bedingungen für den sozialistischen Aufbau bereits enthält.

Anweisungen von oben

Diese eher chiliastischen Erwartungen über das bevorstehende Ende der traditionellen Ordnung und den Neuanfang einer vollkommenen sozialistischen Welt werden erfahrungsgemäss von den Massen nicht geteilt. Die Berufsrevolutionäre fühlen sich dann verpflichtet, den Massen immer wieder ihre Vorstellungen und Entscheidungen zu erläutern, weil letztere allein Aussicht auf Erfolg haben könnten[3]; politische Arbeit wurde von *Ernesto Che Guevara* bezeichnenderweise als den Versuch definiert, den Massen so lange die Anweisungen von oben zu «erklären», bis sie diese als «ihre eigenen» aufgreifen[4]. Diese Auffassung zeugt von einem ausgesprochenen *Paternalismus,* nach dem die Initiative der Guerilla- und Parteiführung immer die denkbar beste, den Volksinteressen adäquateste sein soll. Aber auch in dem Fall, in dem die Unfehlbarkeit der Führung nicht hervorgehoben wird, bleibt die Verteilung von Wissen und Entscheidungsfähigkeit – und damit der Macht im weiteren Sinne – eindeutig zugunsten der Führung verschoben: die Massen werden auch dann als ein eher amorphes Phänomen begriffen, die ab und zu wertvoller Hinweise und Einfälle fähig sind, die jedoch die grossen Linien der langfristigen Strategie nicht entwerfen und über die nötigen Kenntnisse der Weltgeschichte nicht verfügen können. Zu den unausgesprochenen, aber um so wirksameren Über-

zeugungen der Guerilleros gehört die Annahme, dass nur sie in der Lage sind, die wahren Sehnsüchte des Volkes und die unabänderlichen Notwendigkeiten des historischen Prozesses zu erkennen; diese Annahme soll auch die beanspruchte moralische Überlegenheit der Guerilla-Bewegung über andere Formen des politischen Kampfes begründen.

Kritiker und ehemalige Teilnehmer der Guerilla-Bewegung haben auf das Verhältnis von Mitleid und Autoritarismus zwischen den Guerilleros und den Bauern aufmerksam gemacht; wer zu befehlen und wer zu gehorchen hat, ist in diesen Gruppen von Anfang an klar gewesen.

Dem internen Aufbau der Guerilla, sowohl in ihrer ländlichen als auch in ihrer städtischen Variante, liegt eine streng hierarchische Ordnung zugrunde, die, dem Leninschen Parteitypus ähnlich, in einer deutlichen Befehlskette von oben nach unten und in einer verschwommenen, in der Wirklichkeit kaum praktizierten Möglichkeit der Wahl der oberen Instanzen durch die Basis besteht. Diese Hierarchie bringt es mit sich, dass der Führung weitestgehende Machtbefugnisse und allerlei Privilegien zukommen, während den Massen die Aufgabe zufällt, die Entscheidungen der revolutionären Obrigkeit in die Praxis umzusetzen. Gehorsamkeit, Ausdauer, Fleiss, Unterwürfigkeit werden in diesem Kontext zu positiven Orientierungswerten, die durch die militärische Situation noch einmal bekräftigt werden; alle Guerilla-Gruppen haben sich für die Aufstellung strenger Gerichte und harter Strafen für die Ahndung von Fehlern und Unterlassungen ausgesprochen. Wo militärähnlicher Gehorsam zu einer massgebenden Tugend wird, bleibt wenig Platz für die tatsächliche Entfaltung demokratischer Verfahren – Régis Debray nahm folgerichtig gegen eine «diskutierende Demokratie» in den Guerilla-Gruppen Stellung und befürwortete stattdessen die Priorität der militärischen Gesichtspunkte.

Die Militarisierung des politischen Kampfes lässt einen bestimmten Modus der Gewaltanwendung erkennen, der die Ansätze der iberischen Tradition, des lateinamerikanischen *caudillismo* und des Protestverhaltens fortsetzt und sie gleichzeitig als «Recht zum gerechten Aufstand» verklärt; die lateinamerikanische Tradition ist ja reich an Phänomenen der unmittelbaren Gewaltanwendung im politischen Leben und arm an Verfahren der friedlichen Konfliktschlichtung sowie der mittelbaren Interessenaustragung, so dass der Guerilla-Krieg an diese Tendenz anknüpfen kann. Aber dies geschieht, der Zeit entsprechend, innerhalb einer Vorentscheidung für das staatssozialistische Modell und gemäss den modernen Kriterien von Erfolg und Effizienz. Fasziniert durch Elemente der metropolitanischen Kultur, derer es eigentlich entbehrt, wie das erfolgskontrollierte Handeln und die Minimisierung des Aufwandes, neigt das kollektive Bewusstsein der Guerilla-Kämpfer zu einer einseitigen Übernahme jener Werte und Normen,

die ausschliesslich der Militarisierung zugute kommt. Das Ergebnis ist jene hybride Verbindung von tradierten Aspekten einer autoritären Strömung mit zeitgenössischen technizistischen Lösungen, die weiterhin die Bildung eines breitangelegten demokratischen Konsensus verunmöglicht und die Rolle der unmittelbaren Gewaltanwendung als einer geläufigen Methode der Konfliktschlichtung, diesmal im Namen einer angeblichen Volksbefreiung, verewigt. Die Guerilla-Bewegung kann somit ruhigen Gewissens auf der langen Vorgeschichte Lateinamerikas in bezug auf autoritäre und antidemokratische Momente aufbauen, indem sie das Aufkommen eines kritisch-politischen Bewusstseins verhindert und die Elemente einer patriarchalischen und gewalttätigen Ordnung unter dem Mantel von Progressivität und Autochthonismus aufrechterhält.

Die Verknüpfung von militär-technizistischen Lösungen und politisch-kulturellem Autoritarismus erstrebt eigentlich ein soziales System erhöhter Zentralisierung und antipluralistischer Ausrichtung, von dem man sich die Bewältigung aller ökonomischen und politischen Entwicklungsprobleme verspricht, und zwar gerade in der Zeit nach der vollständigen Machtergreifung. Die kubanische Revolution hat bereits die Militarisierung ziviler Lebensbereiche vorexerziert, um die Effizienz, Ordnung und Systematik des militärischen Apparates im Produktionsbereich zu erzielen.

Was diese Denkrichtung unter Demokratie und Partizipation versteht, besteht im Grunde in der Stärkung der sozialen Kohärenz, der Förderung der Loyalität gegenüber den revolutionären Führungsinstanzen und der Disziplinierung der arbeitenden Massen, wobei an einem verbalen Bekenntnis zur «wahren» Demokratie festgehalten wird. Dieses Demokratie-Verständnis der Guerilla-Bewegungen wird schwerlich einen freien Willensbildungprozess einleiten, welcher die Geltung und Inanspruchnahme politischer Rechte voraussetzt: Demokratie ist ohne Diskussion undenkbar, und diese wiederum erfordert die Freiheit zum Dissens. Die Guerilla-Bewegungen jedoch leisten – darin den meisten sozialistischen und linksnationalistischen Strömungen in Lateinamerika ähnlich – eine keineswegs zufällige Verwechslung von Gesinnung und politischem Bewusstsein und eine Gleichsetzung von Enthusiasmus der Massen mit aktiver Partizipation der Bevölkerung, wodurch die Brechung der autoritären Gewaltanwendung in weite Ferne gerückt wird.

Verhaltensformen der Kämpfer

Bei den Guerilla-Bewegungen im lateinamerikanischen Raum geht die Auffassung über die Machbarkeit von Revolutionen mit einer bestimmten

Form der Gewaltanwendung einher: diesem Kampf wird die Funktion eines Katalysators zugeschrieben, der die latenten Tendenzen zur Rebellion gegen die bestehende ungerechte Ordnung zur tatsächlichen Explosion bringen kann und der darüber hinaus die Kraft eines unwiderstehlichen Vorbildes verkörpert, das zur tausendfachen Nachahmung reizt. All diese Gruppen hegen die Hoffnung, dass die ländlichen oder städtischen Massen in ihnen ihre eigene Avantgarde erkennen und deshalb mit ihnen gemeinsame Sache machen würden; sie erwarten nicht nur eine relative spontane Unterstützung seitens der unterprivilegierten Bevölkerung, sondern auch die zunehmende Verbreitung und Vergrösserung der Guerilla-Verbände als Ergebnis ihrer demonstrativen Kampfhandlungen.

Diese «Philosophie der Tat» lässt einen voluntaristisch gefärbten *Aktivismus* erkennen, der zum einen mit der iberisch-katholischen Tradition verbunden ist und zum anderen als verzweifelte Reaktion gerade in Gesellschaften aufzutreten pflegt, in denen soziale Apathie ein geläufiges Massenphänomen bildet. Der Aktivismus entspringt einer elitären Selbstauffassung: aufgrund der besseren Einsicht und des Wissensvorsprungs seien die einzelnen Guerrilleros in der Lage, den Massen den richtigen Weg zu zeigen; letztere, nunmehr mit geöffneten Augen, könnten nicht umhin, sich dem Guerilla-Kampf anzuschliessen [5].

Totalitäre Führung

Die Selbstüberschätzung der Führer, die Bejahung einer streng hierarchischen Ordnung, die voluntaristische Färbung aller Handlungen und die elitäre Grundeinstellung der Guerilla-Kämpfer haben sich in eigenartiger Weise mit tradierten Verhaltensweisen vermischt und dadurch gewisse Muster entstehen lassen, die eindeutig totalitäre Aspekte aufweisen. Auf diese Einstellung lassen sich der Dogmatismus, das Sektierertum und die irrationale Auffassung von Autorität und Herrschaft zurückführen, die in diesen Gruppierungen gang und gäbe sind. Trotz – oder gerade wegen – der Oberflächlichkeit und Dürftigkeit der theoretischen Ansätze neigen die Guerilla-Anhänger dazu, die geringsten Meinungsverschiedenheiten mit aller Strenge zu bestrafen und abweichende Ideen als verdammungswürdige Ketzereien zu betrachten. Sie gelten im allgemeinen als die denkbar schlimmste Verfehlung; die Freiheit zur Kritik ist zu allen Zeiten mit der Infragestellung hierarchischer Machtstrukturen in Verbindung gebracht worden und deswegen bei den Machtinhabern nicht sonderlich beliebt gewesen. Im Mini-Universum der Guerilla geht es letztlich auch um die Aufrechterhaltung gewisser Herrschaftsstrukturen, und zwar in einem Kontext von Dogmatismus, unmittelbarer Gewalt und chiliastischen Erwartun-

gen, und diese Konstellation hat Erscheinungen wie Intoleranz, Untertanengesinnung und hierarchische Rigidität, die zum lateinamerikanischen Alltag gehören, unter einem sozialrevolutionären Vorzeichen innerhalb der Guerilla-Welt kräftig gefördert. In einigen Gruppen hat dies dazu geführt, dass Meinungsverschiedenheiten mit Erschiessungen der Unterliegenden und schärfster Verfolgung der überlebenden Abweichler beigelegt wurden; die kolumbianische Befreiungsarmee ELN ist hauptsächlich wegen ihrer «Disziplin» berühmt-berüchtigt geworden – die Anzahl ihrer Mitgileder, die ihre Abweichung von der Generallinie mit dem Leben bezahlten, ist nicht gering, aber selbst diese Opfer waren von der Richtigkeit der vom Ehrengericht getroffenen Massnahmen überzeugt und meldeten sich nicht selten freiwillig, das eigene Grab vor der Erschiessung zu schaufeln.

Die Verbindung von Führerkult und Dogmatismus trägt zur Wiederbelebung des lateinamerikanischen *caudillismo* und zur Konsolidierung der Befehlselite bei, die *in praxi* niemandem Rechenschaft schuldet und gegenüber den unteren Instanzen eine paternalistische Haltung einnimmt. Diese Tendenz zu einer personalistischen Glorifizierung der Führerschaft entspricht mit dem dramatisch-sentimentalen Stil aller Guerilla-Verlautbarungen, einer allgemein moralisierenden Haltung in bezug auf politische Probleme, der Auffassung von alltäglichem Heldentum *qua* Lebensinhalt und mit der Übernahme irrationaler und atavistischer Verhaltensmuster im Alltag. Gerade die Anhänger der Land-Guerilla, meist Kinder der Grossstadt, verfielen einer romantischen Verklärung des einfachen, aber herben und männlichen Landlebens und einer weitgehenden Verachtung der urbanen Kultur. Für Debray war *die* Stadt der Ort dekadenter, privilegierter und verweichlichter Menschen, *per se* die Inkarnation des Klassenfeindes und der «Friedhof der Revolutionäre». Die städtischen Verbindungen der Guerilla nannte er verächtlich die «Bourgeoisie» der Revolutionäre; *das* Land dagegen sei die Stätte genuiner Revolutionäre und besitze ausserdem die Fähigkeit, die aus der Stadt Stammenden zu «proletarisieren» und zum alltäglichen Heroismus anzuhalten [6].

Diese romantische, voluntaristische und antizivilisatorische Haltung, die auch dem pauperisierten europäischen Mittelstand zwischen beiden Weltkriegen nicht fremd war, wird im lateinamerikanischen Raum durch Faktoren bereichert, die dessen traditioneller Ordnung zuzurechnen sind. Die Verherrlichung des Heldentums, die Befürwortung biologistischer Orientierungswerte und die allgemeine Verklärung der Gewalt nehmen dabei eine zentrale Stellung ein. Als Kriterium der Führerauslese fungiert die physische Widerstandskraft, vor allem bei der Land-Guerilla; Schwächlinge gelten oft als Konterrevolutionäre. Kritisches Urteilsvermögen, Kenntnisse oder Überzeugungen erweisen sich folgerichtig als zweitrangig.

Diese Geringschätzung rationaler Momente verlängert die lateinamerikanische Tradition des Heldenkults, die wiederum ohne ihren spanisch-katholischen Ursprung nicht denkbar ist. Dieser Kult basiert auf einem atavistischen Ehrenbegriff und ist auf augenblickliche Ereignisse und selten auf eine langfristige Perspektive ausgerichtet; er wirkt melodramatisch und publizitätssüchtig. In den Schriften *Guevaras* beanspruchen die Sorge um den alltäglichen Heroismus, um die «völlige Hingabe an die revolutionäre Sache», aber auch die Beschäftigung mit dem richtigen, fruchtbaren, genuin revolutionären Tod einen massgebenden Platz in seinem Wertkodex. Die Nähe zum Tode, ja dessen Verherrlichung und Bejahung, bestimmen die vorbewussten und deshalb tiefsitzenden Werte der Guerilla-Ethik; dieses eher traditionelle Verhältnis zum Tode hebt sich von der Verbannung des Todes vom Alltagsleben der modernen Industriegesellschaft ab.

Diese Welt prärationaler Werte wird von den Guerilla-Kämpfern durch die Kultivierung des *machismo* (etwa: Männlichkeitskult) ergänzt. Die revolutionär gefärbte Sublimierung tradierter Männertugenden kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie ein sehr altes, festverankertes Muster sozialer Herrschaft perpetuiert sowie betont reaktionäre Verhaltensnormen verfestigt. Der *machismo* begründet nicht nur die Unterordnung weiblicher Personen innerhalb der Bewegung (nach dem Motto: die Frau als Trost des Kriegers), sondern impliziert die Möglichkeit, Macht über andere auszuüben.

Glorifizierte Gewalt

Die Beibehaltung zahlreicher irrationaler Verhaltensweisen aus der traditionellen Gesellschaft deutet auf ein zentrales Element des Guerilla-Kampfes und, in gewissem Ausmass, der gesamten sozialrevolutionären Bewegung hin, nämlich auf die Konservierung starrer Hierarchien und eindeutiger Herrschaftsverhältnisse bei jenen Bewegungen. Charakteristisch für diesen Vorgang ist die sehr direkte und positive Beziehung zur unmittelbaren Gewalt, eine Beziehung, die nicht so sehr auf die langfristige Überwindung von Gewalt im gesellschaftlichen Kontext abstellt, sondern eher auf dessen Verewigung und Verklärung. Die konstitutive Rolle der Gewalt bei der Bildung des revolutionären Selbstverständnisses kommt unmissverständlich in der mannigfaltigen Glorifizierung von Gewalt zum Ausdruck: ihr wird nicht nur eine emanzipatorische und egalisierende Funktion zugeschrieben, sondern auch eine sozial integrierende und identitätsbildende Kraft zugesprochen. Physische Gewalt erscheint dann als Ausdruck gemeinschaftlicher Virilität oder gar als «Verkörperung des Selbstbewusstseins»;

für *Fals Borda* ist sie der Nachweis der «Vitalität» der lateinamerikanischen Gesellschaften bei deren Anstrengungen um des Fortschrittes und der Selbstverwirklichung willen. Gewaltanwendung wird als Ausdruck des sozialen Gewissens als eine angemessene Art, auf die Herausforderung von Autonomie und eigener Entwicklung mit Mitteln der eigenen Tradition zu antworten. Die von der Guerilla verkörperte Gewalt nimmt die Gestalt eines ebenso notwendigen wie kulturell ureigenen Instrumentes des sozialen Wandels an, wodurch eine doppelte Legitimation von Gewaltanwendung entsteht: einerseits sei sie der einzige Weg, ungerechte und verkrustete Gesellschaftsstrukturen aufzubrechen, andererseits entspreche sie dem «nationalen Geist». *Fals Borda* rechtfertigte den von der Guerilla eingeschlagenen Weg als die angemessene Methode auf der Suche von «Würde und Gerechtigkeit», und zwar weil die Umstände keine andere Möglichkeit zuliessen; die Grausamkeit des Kampfes sei dabei von der Reaktion der privilegierten Schichten abhängig. Diese verbreitete Einstellung hat zur Folge, dass die Verantwortung für die Härte des Kampfes ausschliesslich dem «Klassenfeind» überlassen wird; die Verhältnismässigkeit der Mittel hat den Guerilla-Führern niemals ein Kopfzerbrechen verursacht.

Diese Auffassung von Gewalt kann sehr leicht dazu verführen, die unmittelbare wiederholte Anwendung kollektiver physischer Gewalt zu einer Norm zu machen, wobei sie zu einem von der sozialen Wirklichkeit losgelösten Mythos wird, dessen Faszination sämtliche rationalen Massstäbe sprengt. Das Bestreben, Gerechtigkeit und Gleichheit zu verwirklichen, wird von der Tendenz überlagert, an der lustvoll empfundenen Ausübung unmittelbarer Gewaltsamkeiten teilzunehmen; dafür spricht nicht zuletzt das Vorhandensein fliessender Grenzen zwischen Links- und Rechtsextremisten sowie die starke Fluktuation von Kadern zwischen Aufständischen und regulären Armeen.

Identitätssuche

Keine gesellschaftliche Gruppe kann am politischen Leben einer Gemeinschaft teilnehmen und dabei noch Zulauf erhalten, wenn sie sich von allen Normen und Überzeugungen der jeweiligen Gesellschaft vollständig abhebt. Das gilt paradoxerweise auch für diejenigen Bewegungen, die die Schaffung einer radikal neuen Ordnung auf ihre Fahnen geschrieben haben; ein solcher Bruch würde die Bildung einer festgefügten kollektiven Identität und die Entfaltung einer breiten Solidarität entscheidend erschweren. Die sozialrevolutionären Bewegungen der Dritten Welt, darunter die lateinamerikanische Guerilla, haben sich zwar die zentralen Entwicklungsziele, allen voran die beschleunigte Modernisierung der Gesamtgesellschaft, von den

metropolitanischen Vorbildern diktieren lassen, aber sie halten sich auf kulturell-politischem Gebiet um so starrer an wichtigen Orientierungswerten und Verhaltensmustern der eigenen Traditionen fest. Diese Wiederbelebung tradierter Vorstellungen und Normen, im Namen eines revolutionären Geistes und einer autonomistischen Tendenz, erleichtert die Übernahme moderner Standards im technologisch-ökonomischen Bereich, nährt die Illusion einer grundsätzlich autochthonen Lösung und kommt den noch sehr lebendigen Vorurteilen, Denkschemata und Moralauffassungen des kollektiven Bewusstseins entgegen.

Dem Rekurs auf unmittelbare Gewaltanwendung und der Verweigerung des politischen Dialogs liegen im lateinamerikanischen Fall sowohl die lange Tradition des Gewaltgebrauchs sowie die des *caudillismo* als auch der autoritäre, antidemokratische und illiberale Charakter der sozialpolitischen Verfassung zugrunde; die Beibehaltung atavistischer Normen und die lustvoll besetzte Bereitschaft zur Gewaltausübung mussten niemals durch eine neue revolutionäre Theorie der Erdverbundenheit oder eine Ideologie des sozialistischen *caudillismo* begründet werden – das war unnötig.

Die Identitätsproblematik der Guerilla hängt ebenfalls von der Zusammensetzung und den Motivationen ihrer führenden Kader ab. Die Guerilla-Kämpfer stammen überwiegend aus den diversen Sektoren des Mittelstandes, wobei die Anzahl von Studenten, Lehrern und Abiturienten besonders hoch ist. *Orlando Albornoz* hat zu Recht bemerkt, dass die venezolanische Guerilla-Bewegung im Grunde eine Angelegenheit der Universität sei oder zumindest massgeblich von Angehörigen der Hochschulen inspiriert. *Arenas* hat die Rekrutierungspolitik der Guerilla beschrieben und verteidigt: als Führungskader habe man von Anbeginn Angehörige des Hochschulbereiches ausgewählt und ausgebildet, da nur sie über eine «angemessene politische Fähigkeit» und eine «grosse revolutionäre Entschiedenheit» verfügt und ein «besseres Verständnis der Komplexität der revolutionären Aufgaben» entfaltet hätten. Diese Gruppen aus dem radikalisierten Mittelstand zeichnen sich jedoch durch klare machtpolitische Ambitionen aus, die im heutigen lateinamerikanischen Kontext auf dem Wege einer normalen Karriere nicht zu verwirklichen sind; die althergebrachte Vorliebe jener Sektoren für Befehlsgewalt und Machteroberung vermischt sich mit einem sozialrevolutionären Impuls und ergibt eine zutiefst frustrierte und zu allem bereite Gegenelite, die die herkömmliche Oberschicht vernichten und ersetzen will. Es ist deshalb nicht von der Hand zu weisen, dass die Bereitschaft und Verklärung der Gewaltanwendung und somit *eine* der wichtigsten Motivationen der Guerilla-Bewegung im aggressiven Verhalten zu suchen ist, die eine langandauernde Frustration gewöhnlich hervorruft; die dazu unerlässliche voluntaristisch-aktivistische Neigung

verführt die Guerilla-Anhänger zu der Annahme, dass die allgemeine Armut ausgebeuteter Massen ein revolutionäres Potential ersten Ranges und die Situation eines akut erlebten Klassenkonfliktes schaffe, obwohl gerade solch eine Lage nur Apathie und ein sehr niedriges Erwartungsniveau hervorzubringen pflegt.

Den radikalisierten Sektoren des Mittelstandes ist das Bestreben eigen, einen Versuch der beschleunigten gesamtgesellschaftlichen Modernisierung zu wagen, der möglichst viele autochthone Elemente einbezieht und die Massen als lenkbare Träger benützt; die sozialrevolutionären Bewegungen gehen dabei von der Annahme aus, dass die sozioökonomische Rückständigkeit der jeweiligen Nation eine zentrale Voraussetzung für die gewollte Umwälzung abgibt. Sie reproduzieren dadurch die Grunderkenntnis der *Theorie von der permanenten Revolution,* die zum Gemeingut revolutionärer Vorstellungen in den Gesellschaften der Weltperipherien geworden ist. Die Reife für die sozialistische Umwälzung wird nicht primär in dem Entwicklungsstand der einzelnen Länder gesehen, sondern in der Weltwirtschaft als ganzem und im revolutionären Willen der arbeitenden Klassen oder deren politischen Avantgarde. Die Bedingungen der Revolution werden somit von den sozioökonomischen Faktoren auf subjektiv-voluntaristische Momente verlagert, was den Machtansprüchen der linken Gegenelite und vor allem dem intensiv empfundenen Bestreben entgegenkommt, metropolitanische Standards in der Dritten Welt so rasch wie möglich zu erreichen. Der Übergang von der patriarchalischen, vorindustriellen Ordnung zum staatssozialistischen Modell impliziert einen bewussten Sprung über die «bürgerliche Demokratie» hinweg, wodurch die Gefahr, ja die Wahrscheinlichkeit entsteht, dass die Ablehnung der «bürgerlichen Demokratie» die Missachtung jeglicher Demokratie in Gesellschaften mit sich bringt, denen liberal-demokratische Traditionen fremd sind.

Die Benutzung tradierter Werte, die Verklärung von Gewalt und die unkritische Übernahme von Zielvorstellungen aus den Industriegesellschaften hat bei der lateinamerikanischen Guerilla-Bewegung jene hybride Verbindung von modern-technizistischen und traditionell-reaktionären Momenten erzeugt, die die Hoffnung auf eine wirklich emanzipierte Ordnung zunichte macht, denn sie verewigt unter einem revolutionären Mantel die konstitutive Unfreiheit der bisherigen sozialpolitischen Systeme. Diese Problematik ist nicht nur von akademischem Interesse, denn ohne die Dimension der politischen Freiheit und des kritischen Bewusstseins vermag die Abschaffung ungerechter Verhältnisse und Strukturen nicht die säkulare Ungerechtigkeit, die Ohnmacht des einzelnen gegenüber den mächtigen, anonymen Instanzen der Wirtschaft und des Staates, noch seine Abhängigkeit von den tradierten Verhaltensmustern aufzuheben.

[1] S. M. Lipset, Values, Education, and Entrepreneurship, in: S. M. Lipset/Aldo Solari (Hrsg.), Elites in Latin America, London/New York: Oxford Univ. Press 1967, p. 35. – [2] Darcy Ribeiro, Der zivilisatorische Prozess, Frankfurt 1971, p. 168. – [3] Cf. Carlos Romeo, Revolutionary Practice and Theory in Latin America, in: Irving Louis Horowitz/Josué de Castro/John Gerassi (Hrsg.), Latin American Radicalism. A Documentary Report on Left and Nationalist Movements, New York: Random 1969, p. 593. – [4] Ernesto Che Guevara, Der Sozialismus und der Mensch in Kuba, in: ders., Ökonomie und neues Bewusstsein, Berlin: Wagenbach 1969, p. 139. – [5] Ernesto Che Guevara wurde folgender Spruch zugeschrieben, der die Grundhaltung der Land-Guerillas treffend widerspiegelt: «Nimm dir ein Gewehr, setze dich in ein beliebiges Dorf in Brasilien und warte ab. Alles weitere kommt von selbst!» (Zitiert in: Jean Ziegler, Erinnerungen an Che Guevara – Guerilla in Afrika, in: H. R. Sonntag [Hrsg.], Che Guevara und die Revolution, Frankfurt: Fischer 1968, p. 69.) – [6] Régis Debray, Revolution in der Revolution?, München: Trikont 1977, pp. 71–80.